



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Der Roman**

**Keiter, Heinrich  
Kellen, Tony**

**Essen, Ruhr, 1912**

2. Die Ichform.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33498**

scheinbare Rätsel, das man im Theater so oft erlebt: Stellen, die von einem guten Darsteller gesprochen und gespielt, einen packten, üben im Buch keine Wirkung. Ja, man sagt sich: wie ist es nur möglich, daß du dich so hast fangen lassen? Es war der Vortrag, der des Redners Glück gemacht. Die angeregte Jagdgesellschaft, die, eine Pulle Rotspan im Magen, sich wälzt, wenn Herr Maier unter Farn und Gesichter schneiden erzählt, wie er den Vof fehlte, würde keine Miene verziehen, läse sie den gleichen Wortlaut am anderen Morgen gedruckt.<sup>2)</sup>

Zuerst verdient erörtert zu werden, wer im Roman das Geschäft der Erzählung übernehmen soll: ob der Dichter in eigener Person, als außerhalb der Begebenheit stehend, gleichsam als Zuschauer ihre Entwicklung beobachtend; oder ob eine Person, die entweder ihre eigenen Erlebnisse oder die einer anderen Person erzählt, in denen sie eine Rolle spielt; oder endlich, ob die Handlung durch briefliche Mitteilung geschildert werden soll.

### 1. Die Erzählung von seiten des Dichters.

Die erste Form: Erzählung von seiten des Dichters ist ohne Zweifel der erzählenden Poesie am angemessensten. Sie allein ermöglicht höchste Objektivität, weil der Erzähler persönlich frei ist, das heißt, den Ereignissen als Unbeteiligter gegenüber steht.

### 2. Die Ichform.

In dem „Ich-Roman“ tritt der Held als Selbst-erzähler seiner Schicksale auf, im Gegensatz zu den anderen Romanen, in denen der Held eine Person ist, deren Schicksale uns von dem Dichter erzählt werden.

Die Ich-Form paßt sich natürlich nicht jedem beliebigen Stoff gleich bequem an, und auch wenn der Stoff die Form

---

<sup>2)</sup> Georg Freiherr von Ompteda: Gedanken eines Romanschriftstellers über seine Kunst. Velhagen & Klasing's Monatshefte. 18. Jahrgang (1903/4.) Heft 4. S. 444.



zuläßt, muß doch die Technik des Romans genau darnach eingerichtet werden.

Junge Autoren pflegen eine besondere Vorliebe für die Erzählung in der ersten Person zu haben, schon weil in dieser sogenannten *Ichform* am meisten Raum für die Individualität des Erzählers und Gelegenheit zu subjektiven Schilderungen vorhanden ist, und dergleichen Schilderungen auch technisch für die leichtesten gelten. Ob sie es sind, darf man bezweifeln. Es ist gewiß leichter, etwas Mittelmäßiges in der ersten anstatt in der dritten Person zu erzählen, aber etwas dichterisch Vollwertiges zu schaffen ist in jeder Form gleich schwer. Und die *Ichform* verlangt jedenfalls weit größere Selbstzügelung und Reife des Künstlers, und ist daher gerade für Anfänger keineswegs besonders empfehlenswert, oft sogar gefährlich.

Wenn Wilhelm Raabe sich mit Vorliebe der *Ichform* bedient hat, so liegt das zum guten Teil am Wesen des Humoristen überhaupt, der sich mit dem Leser ganz besonders, und zwar auch in äußern Kontakt setzen muß. Zum Teil liegt es freilich auch an der besonderen Art der Raabeschen Kunst, die mehr auf persönliche und intime Wirkungen ausgeht als die anderer Dichter.<sup>3)</sup>

### 3. Die Bekanntschaft.

Wo sich der Verfasser nicht mit dem *Ich*-Erzähler identifizieren kann und wo er doch die Form nicht aufgeben möchte, bei der er subjektiv mitreden darf, da bedient er sich der Technik der *Bekanntschafft*. Er führt eine Begegnung mit irgend einem Menschen herbei, der ihm das nötige Wissen über eine Person oder eine Begebenheit vermittelt.

Theodor Storm liebte diese Form. Meist gibt er das Gehörte in direkter Rede wieder, d. h. er überläßt dem Freund oder Bekannten oder wer sonst die Person ist, die ihn unterrichtet hat, das Wort. Dabei hat es einen eigenen Reiz, diesen Erzählungen Bekenntnischarakter zu geben.

---

<sup>3)</sup> Herm. Anders Krüger: Der junge Raabe. Leipzig, Xenien-Verlag, 1911. S. 73 f.